

Vor langer Zeit lebte in Wüftewaltersdorf Helmut Döringer. An einem Sonntagmorgen wurde er geboren. Daran war nun nichts Besonderes, wenn es auch die Großmutter behauptete. Es sind schon viele Kinder am Sonntag geboren worden, und wenn Helmut aus Leibeskräften schrie, so tat er weiter nichts, als was alle gesunden Kinder tun, wenn sie das Licht der Welt erblicken. Die Großmutter aber legte den rechten Zeigefinger bedeutungsvoll an die Nasenspitze. Da läuteten die Glocken vom Kirchturm den Sonntag ein, und Helmut schwieg mit einem Male und schlief wie das beste Kind der Welt. Es war ein eigenartiger Zufall. Das war nicht abzuleugnen, aber Helmut wäre auch ohne Glockenschlag eingeschlafen, er hatte sich müde geschrien. Die Großmutter aber packte ihre ganze Altweiberweisheit aus und sagte: „Das wird ein Junge von ganz besonderer Art!“ Dabei spuckte sie dreimal aus und machte drei Kreuzzeichen, um die bösen Geister von dem Kinde abzuwehren. Dann legte sie eine Art vor die Schwelle der Tür, hinter der das Knäblein schlief. Die Art fürchteten die Geister.

Man kann nicht sagen, daß die Großmutter recht behalten hätte. Helmut wurde ein Junge von ganz gewöhnlicher Art. Im Dorf konnte keiner so gut Rad schlagen wie er. Er konnte auch die Treppen vor dem Hause auf den Händen heruntergehen. Die Birnen wurden nirgends so groß, so süß und saftig als im Nachbargarten. In der Ecke am Holunderstrauch saß er dann und ließ sie sich munden. Aber Vaters Tabakpfeife schmeckte doch noch besser. Er mußte zwar dabei husten und sich die Augen reiben, aber das nahm er gern in den Kauf. Wenn er abends noch einmal ins Dorf gehen mußte, klopfte er an die erhellten Fenster. Ließ sich jemand sehen, machte er ihm eine lange Nase.

Gern lag er im Grase, so lang wie er war. Den Kopf stützte er auf die Arme, und die Beine gingen auf und ab, wie zwei Windmühlenflügel.

Die Großmutter kam eines Tages dazu und fragte: „Helmut, hörst du was?“

„Ich höre, wie sich die Regenwürmer in der Erde krümmen“, sagte er, „und die Grillen silberne Glocken läuten“.

Die Großmutter war außer sich vor Freude: „Du hörst und siehst doch mehr als alle anderen. Du bist eben ein Sonntagskind“. Und dann streichelte sie seinen Blondkopf und herzte und küßte ihn. Er ließ die Liebkosungen still über sich



ergehen, die Zuckernüsse, die er nachher bekam, waren ihm lieber.

Ein Winterabend legte sich über das Dorf. Flocke auf Flocke stieß sich am Fenster. Immer dunkler wurde es in der niedrigen Stube. Eine Luft war darin, eine Luft, die einen mit ihren Krallen würgen und an die Wand drücken wollte. So nach nassem Holz und Rauch und Leder und

Sauerkraut und Kuh. Draußen fielen die ersten kalten Sterne in den noch eisfreien Teich.

Die Großmutter setzte sich in den Ofenwinkel. Helmut brachte die Ritsche, sie stellte die Füße drauf. Er kauerte sich ihr zu Füßen, sie nahm das Strickzeug vor, rückte die Brille gerade und erzählte:

„Die Breslauer hatten in unserer Gegend im Hussitenkriege arg gehaust. Wüstewaltersdorf war 1497 so weit verschwunden, daß man gar nicht mehr wußte, ob hier ein Dorf gestanden hatte. Die Gegend hieß nur noch der „Waltersbach“. Doch Anfang 1500 kamen neue Ansiedler hierher. Sie gründeten 1511 Neugericht und legten 1535 das neue Waltersdorf an. Auch diesmal waren es die Erze, die die deutschen Ansiedler in unsere Gegend lockten. Doch die alte Silberzeche ist längst zerfallen. Das „Silberloch“ gibt nur Kunde von jener Zeit. Der Felsengang steht jetzt voll Wasser. Unbeweglich steht es im Dunkel der Felsenwände. So gruselig schwarz ist es, als ob von dort unten ein vielwissendes Wesen emporschauft, das sich aber in Schweigen hüllt. Raunt und klingt es nicht manchmal so geheimnisvoll von dort unten herauf? Rumpelt und pumpelt es zuweilen nicht in den verborgenen Tiefen? Webt nicht zu manchen Stunden ein Singen und Klingen um den Felsen? Das Silberloch ist auch eins von den vielen Toren, die in Rübzahl's Gold- und Silberland führen. Der Schwedengeneral, der nun längst im Schoße der Hohen Eule Ruhe gefunden hat, trankte am Silberlochwasser alle Jahre einmal sein Pferd. Noch ruhen die Silberschätze dort unten. In der Christnacht blühen sie, daß es über dem Silberloch wie ein Feuer brennt und leuchtet. Helmut, du bist ein Sonntagskind, du mußt den Schatz blühen sehen, du mußt hören, wie er klingt.“ —

Jahre waren seitdem vergangen. Die Großmutter war gestorben. Sie schimmerte von Heimat. Das hatte man ihren Augen schon lange angesehen, und bis zur letzten Stunde sprach sie von dem Schatz in der Christnacht. Gott hätte ihn aus seiner großen himmlischen Schatzkammer zur Nachtzeit

auf die Erde gesandt. Gleich wäre ein Licht, ein großes, weltumfassendes Licht davon ausgegangen, und es strahlte wie ein hellglänzender Stern am Himmel. Wie von des Himmels Engelschören klang und sang es ringsum. Bald wäre auch ein Suchen und Forschen gewesen, ein ins Herz Hineinheben. Keine Ruhe hätte man sich gelassen. Das leuchtete Helmut alles ein, aber daß die Großmutter immer von einer Krippe mit Heu und Stroh, von Hirten und Weisen sprach, wo es sich doch um den Silberschatz handelte, das verstand er nicht.

Helmut weinte um die Großmutter und um die Zuckerrüsse, die er jetzt nicht mehr bekam. Dafür mußte er sich jetzt um Leisten, Pech und Leder kümmern. Er wäre ja lieber Bauer geworden. In der Stube sitzen, tagein, tagaus, im Winter und im Sommer, das war nichts für ihn. Doch der Vater hatte das Machtwort gesprochen, und dabei blieb es. Er mußte sich fügen.

Da trat ein Ereignis ein, das seinem Leben eine andere Richtung gab. Bei einem Paar Tanzschuhe fing es an. Er hatte schon viele Schuhe unter seinen Händen gehabt, aber so klein, so zierlich waren noch keine gewesen. Solche mußten die Elfen tragen, wenn sie im Mondenschein im Garten zwischen Lilien und Kaiserkronen tanzen. Er ließ kein Auge von den Schuhen, er drehte sie in seinen Händen, er drückte sie an seine Brust, er streichelte über sie hin, und eine Blutwelle schoß ihm zum Herzen. Er hatte das Mädchen lieb, ohne sie gesehen zu haben. Und dann kam sie, um sich die Schuhe zu holen. Dieses zarte schmale Gesicht und dieser rote Mund, dieses lange goldglänzende Haar und diese Augen! Er vergaß sie zu grüßen, er zitterte, ihm schlug das Herz, er wandte kein Auge von ihr. Dann riß es ihn vom Schemel auf, er trat auf sie zu. Nach ihren Händen griff er. Dabei schloß er die Augen, wie man tut, wenn man gegen die Sonne geht und einem der Glanz blendet.

Als er die Augen aufschlug, stand sie schon an der Tür und sah ihn ganz verächtlich über die Schultern an, als ob sie

sagen wollte: „Du Pechschuster!“ Helmut hefte durchs Dorf. Er sprang über den Bach, er stieg auf die Berge, er legte sich hinter eine große alte Buche und weinte. Mit den Tränen kam ihm die Erinnerung an die Großmutter, und es fiel ihm ein, daß er ein Sonntagskind sei, und an das Silberloch und den Schatz dachte er auch. —

Die Christnacht kam. Vom Kirchturm läuteten die Glocken. Am Himmel funkelten die Sterne. Hinter den Fenstern brannten die Christbäume. Auf der Dorfstraße zog der Weihnachtsmann. Aus seinem Sacke guckte eine Puppe heraus. Sein Schlitten war mit Paketen und Kisten und Körben beladen. Immer wieder mußte er stehen bleiben und verschmaufen. Er räusperte sich, rieb sich die Ohren, zog die Pudelmütze tiefer herab und stopfte sich die Nase. Die große Uhr vom Kirchturm schlug acht.

„Wir müssen uns beeilen!“ sagte Helmut's Vater. Dabei half er der Mutter in den Mantel, ganz sorgsam, daß sich die Puffärmel nicht zerknüllten. Dann knöpfte er sich den Mantel zu. Den Kragen schlug er hoch, der Mutter band er die Haubenschleifen. Sie steckte das Gesangbuch in den Muff, er klemmte den grauen Regenschirm mit dem abgestoßenem Stock unter den Arm. „Helmut“, rief er, „wann wirst du heute eigentlich fertig?“

„Ich komme gleich nach!“ sagte Helmut. Der Vater nahm die Mutter unter den Arm. Dann gingen sie. Helmut mußte erst noch die dritte Schüssel Hirsebrei auslöffeln. Je mehr Hirsekörner man in der Christnacht aß, um so mehr Goldstücke und Silbertaler würde man das ganze Jahr haben.

Dann nahm er seinen langen Bergstock und eine Hacke. Die Laterne zündete er an. An der Tür machte er drei Kreuze, denn Schaden konnte es nichts, wenn er sich die guten Geister der Christnacht nutzbar machte und die bösen von sich abwehrte.

Hell und still war es ringsum. Der Mond war voll. Drunken im Tal leuchtete es aus allen Fenstern der Kirche.

Er hefte den Berg hinan. Das Herz schlug ihm voll Ungeduld. Wie hundert Stimmen rief es ihn. Wie mit tausend Stricken zog es ihn hinauf.

Dann stand er im Walde. Der Mond goß sein Licht durch die Zweige. Er griff sich an den Kopf. Wie benommen war er . . .

Sollte das der Raubreif an den Bäumen sein? Nein! Das ist ja Silber, was da an den Zweigen glitzert. Braucht er nicht nur die kleinen Fichten zu schütteln? Bei den großen Bäumen reicht er mit dem Bergstock ein ganzes Stück hinauf. Und schon rüttelt er die Bäumchen und schlägt in die Zweige hinein. Ein Regen von Silberstücken fällt bei ihm nieder. Mit der Hacke häuft er die silberne Pracht auf. Und mit einem Male steht sie vor ihm. Sie sieht die Silberhausen vor seinen Füßen. Er greift in den Reichtum hinein und streckt ihr die vollen Hände entgegen. Und nun? Was tut sie? Sinkt sie nicht auf die Knie nieder? Kommt sie sich jetzt vor dem Pechschuster so gering vor? Das Haar wallt ihr herab. Er streicht es ihr aus dem Gesicht. Da schlägt sie die Augen zu ihm auf, diese leuchtenden Augen, und er will sie auf den roten Mund küssen . . .

Da war sie verschwunden, und er wußte, daß es nur ein Wahngewand war. Weiter stieg er die Höhe hinan. In seinen Schläfen hämmerte es. Kaum Atem konnte er schöpfen.

Endlich war er oben. Zweige mußte er wegreißen, Steine wälzte er zur Seite. Da erschien ein schwarzes Loch. Mit brennender Laterne kroch er hinein. Der Gang war schmal und feucht. Steil ging es hinab. Tief unten brannte ein Licht. Er stürzte drauf zu, und ein entsetzlicher Schrei hallte von den Felsenwänden nieder. Der Bursche war in die Tiefe gestürzt.

Darauf erschien der Berggeist am Eingang zum Silberloch und sprach: „Nie wieder soll die Gier nach Schätzen die Menschen verleiten, in mein unterirdisches Reich zu dringen.“ Eine Handvoll Erde nahm er auf. „Versenkt seist du,

Gold und Silber, in die unendliche Tiefe. Soviele Körner ich in der Hand halte, sovielen Jahre sollen die Schätze den Menschen verborgen sein!"

Dann warf der Berggeist die Erde in die Tiefe hinab.

Der Bursche kam nicht mehr aus dem Silberloch heraus, und das Mädchen küßte ein anderer. Niemand versuchte seit jenem Unglück, den Schatz aufs neue zu heben. Noch ruht er im Schoß der Erde, und noch lange sind die Jahre nicht vergangen, da er wieder gefunden wird. Aber der Schatz, von dem die Großmutter wußte, ist nicht verborgen, jedes Jahr blüht er mit Lichterglanz und singt er mit Glockenklang ins Herz hinein.

Von diesem letzten Gedanken kann sich der Menschen schmied nicht sogleich losmachen. So ganz erfüllt ist er von ihm. Eins weiß er: Unzählig sind die Wege, die durch die Heimat führen. Jeder aber, auch der letzte und verschwiegendste Weg führt schließlich an das ewige Tor, und von der irdischen Heimat zur himmlischen ist dann nur ein einziger Schritt. Doch nicht alle bringen dazu noch die Kraft auf. Die Erdenwanderung ist weit und oft voll Mühsal und Beschwernissen. Darum gilt es, schon beizeiten mit seinen Kräften hauszuhalten und das Ziel fest im Auge zu behalten. Ohne das ewige Tor in der Ferne gegrüßt zu haben, will der Berggeist auch diese Wanderung nicht beenden. Das sollen seine letzten Worte an die Wanderer sein, nichts anderes.



Sage aus :

(Erich Weijand, "Der Menschen schmied", Verlag Steinke & Röhrich, Breslau 1927)

Der Menschen schmied

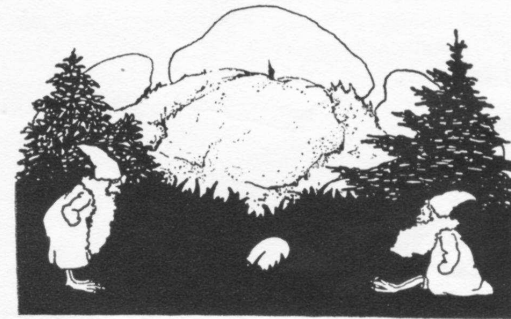
Ein Buch von Heimat, Wanderschaft und Liebe



Gesammeltes und Erlauschtes
von der Hohen Eule

von

Erich Weijand



1927

Verlag Steinke & Röhrich / Breslau 1